

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 59.

Düsseldorf, 23. September

1916.



Aus Russisch-Polen: Frisches Geflügel für unsere Seldgrauen.

Ungarisches Fotopresse-Büro.

Der Ueberläufer.

Novelle von Rudolf Michael.

Müde stapfte das russische Regiment durch den Rot der endlosen Straße. Wie ein Gewühl von Lanzen reckten sich zu beiden Seiten die gewaltigen Kiefern und stießen klirrend aneinander, wenn der Wind hindurchfuhr.

Fernher über Hügel und Acker rollte der erste Donner der deutschen Geschütze.

Die einen laut schwahrend und grinsend, die anderen mit blöden und starren Mienen vor sich hinstierend, trottete das Regiment seit dem frühen Morgen. Die Offiziere ritten an den Seiten der Kolonne entlang und trieben die Mäden und Faulen mit den Schlägen der blanken Klinge wieder ins Glied zurück. Wenn aber der deutsche Donner dumper und härter wurde, zuckte es durch die tierischen Augen und über die struppigen Bärte.

Sie verstanden die Sprache gut, die da über die Weite scholl. Das war ein herrischer, unbeugbarer Befehl, ein Ruf der Warnung tief in das russische Reich hinein.

In einem der mittleren Glieder stapfte auch Axel Jornow, der Petersburger Kaufmann, dessen weiches Gesicht ein voller blonder Bart verbergte. Das Band der Tasche drückte hart und schmerzhaft auf die linke Schulter, und das schwere Gewehr gab der anderen Seite nur wenig Gegengewicht.

Mit vierzig Jahren schleppt man eben nicht mehr wie ein junger Bursche, zumal wenn einem das Leben den Buckel nie recht frei von jeder Last gelassen hat.

Trotz aller Ermüdung fühlte man in dem Gesicht des russischen Landstümmers ein lebendiges Feuer. Der Schall der deutschen Granaten wirkte wie ein Wind, der mit störischen Stößen dem Manne in die Seele blies, daß sie unruhig und blutrot aufladerte wie ein Lagerfeuer. Er achtete nicht auf die Kameraden zur Linken und Rechten, nicht auf die häßlichen Flüche der befehlenden Offiziere; er marschierte still vor sich hin, aber das Herz lief sich heiß dabei wie die stählerne Achse eines rasenden Wagens.

Denn nun drängte alles zusammen wie die Flut eines Meeres zwischen die engen Grenzen des Hafens. Des Hafens? Herrgott, wenn nur ein Wid auf diesen Hafen gewesen wäre! Wenn nur ein blinkendes Licht von ferne durch den Nebel zuckte! Der Feuerschein der deutschen Granaten vielleicht? Vielleicht der Widerschein brennender Dörfer?

Axel Jornow zuckte es in den Fäusten, als müsse er das Gewehr von sich werfen in den Rot der Straße, als müsse er aufschreien in die dämmernde Höhe, damit seine bleischwere Seele frei würde von allem Druß. Er fühlte, daß hier eine Grenze war. Die Grenze für seinen Fuß, seine Faust, sein Gewehr. Noch ein paar Schritte, dann mußte er sich den Schädel einrennen, blind, an einer unsichtbaren Wand.

Denn er war ein Deutscher.

Gewiß, er hatte es nie ganz vergessen. Aber wenn man mit Bitternis und Enttäuschung ganz jung, ein Kind noch, aus der Heimat geht, wenn man die Stunden des Heimwehs und der Reue hart niederkämpft, wenn man über fünfundsanzig Jahre ganz in das fremde Land hineinwächst, innerlich und äußerlich, dann vergißt man das Vaterland — wenigstens scheinbar. Dann versinkt es hinter einem wie eine Küste im nebligen Meer hinter dem ausfahrenden Schiffe.

Er war fünfzehn Jahre alt gewesen, ein Knabe noch, da hatte er mit seinen Eltern Deutschland verlassen und war nach Rußland übergesiedelt, zuerst in das verwandte Dorpat, bald hernach tiefer ins Reich hinein nach Petersburg und Nowgorod. Und nun war er ein Vierzigjähriger, ein lebensatter Mann. Seine Eltern verließen die Heimat enttäuscht, weil sie ihnen alles genommen und alles verfaßt

hatte. Und der Knabe lernte diese Enttäuschung, sog sie in sich auf wie ein Schwamm und trug sie in sich, immer noch, als seine Eltern lange gestorben waren.

Axel Jornow hatte nie Heimweh gehabt, hatte sich nie Rechenschaft gegeben. Man hatte ihn zum Russen gestempelt, und er hatte sich nicht gewehrt.

Da war der Krieg gekommen. Alle Betriebe stockten; alle ließen die Hände still im Schoß liegen und lauschten mit Angst und Spannung dem Unbegreiflichen, das sich drohend an der Grenze zusammenballte, das sich in furchtbarer Katastrophe entlud. Und als der Krieg schon monatelang draußen auf den polnischen Ädern dröhnte und brannte, da hatten sie ihn eingezogen mit vielen tausend anderen. Bauern in bunten Kitteln, Handwerker in verpelzten Röden und er.

Da war sein Herz eine Weile stecken geblieben, gleichsam in einem Morast. Aber dann war es in hitzigen Sprüngen wie ein wilder Gaul hinausgaloppiert in die Nacht. Und war nicht mehr zur Ruhe gekommen.

Bis heute. Täglich wurde das Feuer heißer. Täglich ledten die Flammen gieriger.

Warum nur? Was war denn so Wildes dran am Kriege? Hunderttausend andere marschierten doch auch gegen die Deutschen.

Er fühlte dumpf, aber täglich tiefer und quälender, daß er nach Westen, gegen die deutsche Grenze marschierte. Marschierte mit einem blanken Bajonett oben am Gewehrlauf, mit scharfen Patronen in den beiden Ledertaschen.

Jemandwo in seiner grundlosen Seele mochte ein Kobold sitzen, ihn zwicken und brennen und ihm heiser zuschreien: „Du, weißt du, wohin du marschierst?“ Er wußte es wohl nicht.

Nein, er wußte es wirklich nicht. Aber er fühlte es.

„Bruder!“ hauchte sein Atem. Aus dem Rest der kindlichen Seele des fünfzehnjährigen Knaben wuchs ein verwilderter, vermoberter Gedanke auf wie ein alter morscher Baum mit jungem Laub und überschattete alles.

In der Nacht war das russische Regiment am Feinde. Man spürte den Atem der Schlacht.

Der Schein brennender Dörfer wölbte sich in der Nacht zu einem blutroten Fanal. Durch die brandige, stidige Luft wühlte sich nervenzerreißendes Geräusch. Das Schlürfen von tausend und aber-tausend Tritten ging um. Und in der Ferne raffelte, ächzte, stöhnte, heulte die Schlacht.

Axel Jornow lagerte stumpf und still zwischen den anderen auf dem Acker zur Seite der Straße. Die Müdigkeit drängte sich über ihn. Aber seine Seele wehrte sich verzweifelt dagegen. Und seine Augen brannten von wildem Feuer.

Nach einer Stunde ging es weiter nach vorn. Nacht war ringsum. Hoch über ihnen pffsen und raschelten pfeifend die Granaten und stießen irgendwo dort hinten dumpf und krachend gegen den Acker. Jornow sah hinauf in das Dunkel. Ihm war, als müsse er die Geschosse sehen können.

Warum warf er jetzt nicht alles von sich, Gewehr und Riemen, Tasche und Patronen?

Warum rannte er nicht irgendwo ins Dunkle hinein, seinen brennenden Kopf zu kühlen?

Warum nur nicht?

Er gab sich keine Antwort. Aber ihn zischte wieder eine Granate. Da duckte er sich und zog den Kopf ein.

Und wieder nach einer Stunde ging es durch ein brennendes Dorf, hinter dem die Maschinengewehre sich knatternd überstürzten und prasselten.

In den Gräben zur Seite der Straße vertrocknete sich die Kompagnie. Brüllend fuhr ein Geschloß mitten in die Straße hinein, und ihr Krachen erklang in einer Wolke.

Zornow hätte aufschreien mögen: „Ihr! Warum schießt ihr auf mich?“ Aber er fühlte sich fest gebunden an das nasse, schmutzige Loch, in dem er lag.

Kreischend ging der Befehl des Offiziers durch die müde Masse. Da spritzten sie auseinander längs dem Rande des Aders und streckten die Gewehre drohend vor sich.

Und dann ging die Schlacht darüber hinweg. Es war, als ob Axel Zornow den „Feind“ wie eine zähe, graue Wolke spürte, die sich unheimlich langsam, aber stetig näher heranschob, die schwer, schwer auf alles Lebende drückte.

Axel Zornow legte den bärtigen Kopf auf das kalte Eisen seines Gewehrs und gab sich ganz seinen wilden Sinnen hin.

Er sah dunkle Schatten auf- und niedertauchen, in weiten Sähen hier und dort vorstürzen. Neben ihm schrie einer gellend auf, und

dann noch einer. Ein dritter zuckte plötzlich zusammen und streckte sich zitternd und blieb dann still liegen.

Axel Zornow fühlte, wie eine heiße Angst in ihm aufschlug. Seine Gedanken zerflatterten wild: „Wenn sie dich töteten, sie, denen dein Herz entgegensteht. — Wenn du jetzt sterben müßtest vor den Toren der Heimat —“

Jergendwo im dunklen Walde vor sich hörte er ein heiseres, vielstimmiges Hurra! Es zischten und lachten an ihm vorbei zahllose Kugeln an ihm vorbei.

Klax! schlug ihm eine gegen den Schaft des Gewehrs.

Zornows Herz sprang in wilden Sähen.

„Sitt! bohrete sich eine dicht vor seinen Augen in den Sand.“

Seine Fäuste pressten sich ineinander, als wollten sie beten.

„Brüder!“

Da war das Geschrei der Deutschen dicht vor ihnen. Im Dunkel. Die russischen Kameraden neben ihm wälzten sich unruhig. Plötzlich sprangen sie auf und rannten zurück. Hastig und stolpernd.

Zornow blieb liegen. Eine Weile noch. Dann zuckte er in die Höhe, wie der Eiter aus einer platzenden Wunde, stand auf den zitternden, schlotternden Beinen und sprang in jähen Sprüngen gegen die anstürmenden deutschen Linien.

Nun war er unter ihnen. Rechts und links an ihm vorbei rauschte die wütende Welle.

Er spürte den keuchenden Atem des Hasses.

Einer stach mit dem blinkenden Bajonett nach ihm. Aber er fehlte ihn und stürzte selbst. Zornow ließ ihn liegen, rannte eine Strecke weiter und warf sich dann in den weichen Schlamm mit einem heiseren Aufschrei:

„Brüder!“

So blieb er liegen, und der weiche Boden umfing ihn wie Kissen. Seine Augen sahen nur Nacht. Aber sein Herz fühlte nichts. Er schlief wohl. Einen todähnlichen Schlaf.

Am Morgen schaute er leichenblass und müde in die nasse Luft. Er erhob sich und tortelte wie ein Trunkener nach der Landstraße.

Aus Ruinen schwelte es zum regenschweren Himmel empor. Zerissen und zerwühlt lag das Feld, soweit er sehen konnte. Wir hingens Drähte um schiefe Pfähle. In bleierner Trostlosigkeit lag das Land.

Mehrere Male stürzte er in Granatlöcher. Der Schlamm spritzte an ihm hoch; er merkte es nicht. Stacheldrähte rissen seine Uniform in Fetzen, ritzten ihm scharf die Haut; er merkte es nicht.

Tot, ohne Gedanken schleifte er sich vorwärts.

Dort fing ihn ein deutscher Offizier auf. Der versperrte ihm den Weg mit seinem hohen braunen Gaul und fluchte, während er sich umfah: „Noch so einer von den Gefellen!“

Axel Zornow sah an der schlanken Gestalt hoch.

„Herr Offizier!“

Der deutsche Rittmeister wandte blüh schnell den Kopf zu der schmutzigen und lumpigen Gestalt des gefangenen Russen.

„Sie — sprechen deutsch?“

„Ich bin deutsch, Herr Offizier!“ kam es zitternd und tonlos aus dem bärtigen und müden Munde.

„Hah! Mein Junge, das hat schon mander gesagt und gelogen. Es gibt viel Gefindel unter euch,“ lachte der Rittmeister und musterte den Gefangenen.

„Herr Offizier!“ murmelte Zornow noch einmal. Er brachte nichts weiter hervor. Die deutsche Sprache fiel ihm schwer. Aber die Worte des Rittmeisters hatte er doch verstanden: Gefindel und Lüge. Und die hatten ihm sehr weh getan.

Eine deutsche Patrouille kam vorbei. Der mußte er nun folgen. Und der Rittmeister sagte zu seinen Leuten:

„Zum Stab! Der Kerl spricht deutsch.“

Verwundert schauten die deutschen Soldaten ihren Gefangenen an. Der ging vor sich hin und ließ den Blick nicht von der Straße. Als er bald danach vor dem Stabsoffizier stand und Auskunft geben sollte, wußte er nichts zu sagen. Die Qual der letzten Tage war zu groß gewesen. Er empfand nichts von Glück und Freude. Er hätte nur umfallen mögen und schlafen, schlafen.

„Sind Sie Deutscher?“ fragte der Offizier.

Axel Zornow zuckte die Achseln, als wisse er es nicht. Und doch sprach er dazu: „Herr Offizier, ich bin lange in Rußland.“

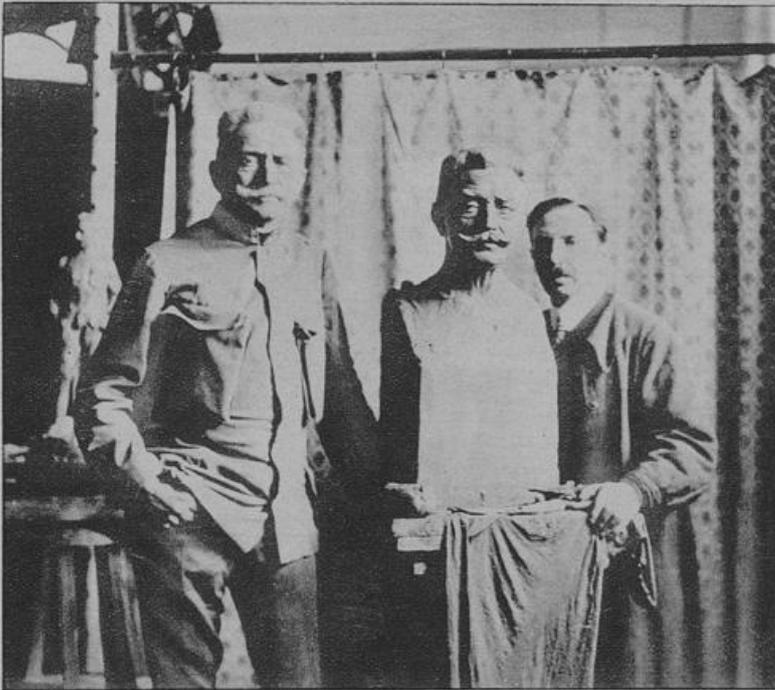
Das klang wie Scham und Birte um Verzeihung.

Der Offizier suchte noch mit vielen Fragen von dem Gefangenen über sein Schicksal etwas zu erfahren. Aber Zornow antwortete nur mit Brocken.

Man brachte ihn in einen gesäuberten Stall und bewachte ihn.

„Ich weiß nicht, was ich von dem Kerl halten soll!“ hörte er den Offizier hinter sich sagen.

Axel Zornow, der deutsche Flüchtling, schlief. Und ein deutscher Bruder wachte über seinen Schlaf.



Eine Porträtsitzung im Felde:

Von links nach rechts: Conrad v. Höhendorf, seine Büste, ausgeführt von Bildhauer Niklas Ligeti, danebenstehend. Aufnahme des Art. Erdedes Ujsäg.

Als Jornow nach langen Stunden erwachte, hodte er mit brennendem Munde und schmerzenden Gliedern in dem Stroh des Stalles.

Warum liehen sie ihn denn nicht frei, die Brüder? Wie einen Mörder, wie einen Bösewicht bewachten sie ihn. Bösewicht? Hatte er denn ein Verbrechen begangen? Wirklich? Mein Gott, was konnte er dafür, daß seine Eltern ihn mitgenommen?

Er fühlte plötzlich, wie ein namenloses Gefühl ihn hinzog zu seinem Wächter draußen.

Ein übermächtiges Gefühl.

Den hätte er umarmen mögen.

Aber der hätte ihn gewiß erstochen, weil er sich wehren mußte. Wehren? Hahaha!

ihm auf, wie er sie vor langer Zeit im Elternhaus gehört hatte deutsche Volkslieder, ein letztes Vermächtnis der Heimat, die er hinter sich gelassen hatte.

In eine Garnison nach dem Westen wurde er transportiert. Der Körper atmete auf unter der Pflege. Aber die Seele war noch krank.

Alt war er geworden, grau. Er sah sich topfschüttelnd im Spiegel. Und das Gesicht war so verhärtet. Voller Falten und Furchen. War es nicht gestern noch gewesen, daß er, ein Knabe noch, über diese Straßen da unten gegangen war? Oder waren es wirklich 25 Jahre her? Ein Menschenalter! So bitter-schwer, so hart am Tode vorbei hatte er sich die Heimat wieder verdient.

O Gott, war das schwer!



Besuch der Militärattachés ausländischer Staaten im Garten des Künstlervereins Malkasten zu Düsseldorf am Tage der Kriegserklärung Italiens an Deutschland und Rumäniens an Österreich-Ungarn. Hofphot. Jul. Schyn.

Unterste Reihe: Kunstmaler Mordfeld; zweite Reihe: Oberstleutnant Pertini (Argentinien), Kunstbildhauer Professor Coubillier, Oberstleutnant Mircescu (Rumänien), Major v. Valdivia (Spanien); dritte Reihe: Kunstmaler Ehrlich, Major v. Adlerkreuz (Schweden), Oberstleutnant Ahumada (Chile), Beigeordneter Dr. Chelemann; vierte Reihe: Kunstmaler Professor Petersen, Major Deschamps Catalanti (Brasilien), Oberst v. Castonier (Dänemark), Oberleutnant Wu Kuang Dje (China), Hauptmann Koreny, Kunstmaler Marx; fünfte Reihe: Kunstmaler Nordenberg, Kunstmaler Fund, Generalmajor Neuhaus, Kunstmaler Wanleben, Major Schanz, Architekt Prack.

Das Bild hat infolgedessen noch ein besonderes historisches Interesse, als sich auf ihm auch der rumänische Militärattaché Mircescu befindet, der alsbald nach dem Bekanntwerden der Kriegserklärung aus dem Kreise der Militärattachés verschwand.

Gestern hatte auch einer nach ihm gestochen, nach ihm geschossen. Der Bruder nach dem Bruder.

Jornow war es, als müsse er weinen. Was hab' ich euch getan? Ich war doch noch ein Knabe!

Wieder wurde er verhört. Da härte sich alles leidlich auf. Man schaffte ihn nach Deutschland zurück. Die Fahrt ging an ihm vorüber wie steigender, fallender Traum. Wundersam klangen ihm die deutschen Worte ins Ohr. Städte mit spitzgiebligen Häusern tauchten auf und verschwanden. Er wühlte mit spitzen Fingern schmerzhaft in seiner Erinnerung. Es war ihm, als wäre er vor langer, langer Zeit einmal durch diese stillen Straßen geschritten, an denen ihn jetzt der Zug vorüberzieht.

Dann kamen Berge und Täler, wie er sie nie in Rußland gesehen hatte. Im Schwingen der Höhenrücken stiegen Melodien in

Er trat ans Fenster und schaute über die ruhigen Straßen der kleinen Stadt.

Er sah es ganz deutlich. Dort drüben an der Ecke, vorm Krämerladen, stand er, ein Knabe, und sah mit sehnsüchtigen Augen über die vielen bunten Kleinigkeiten.

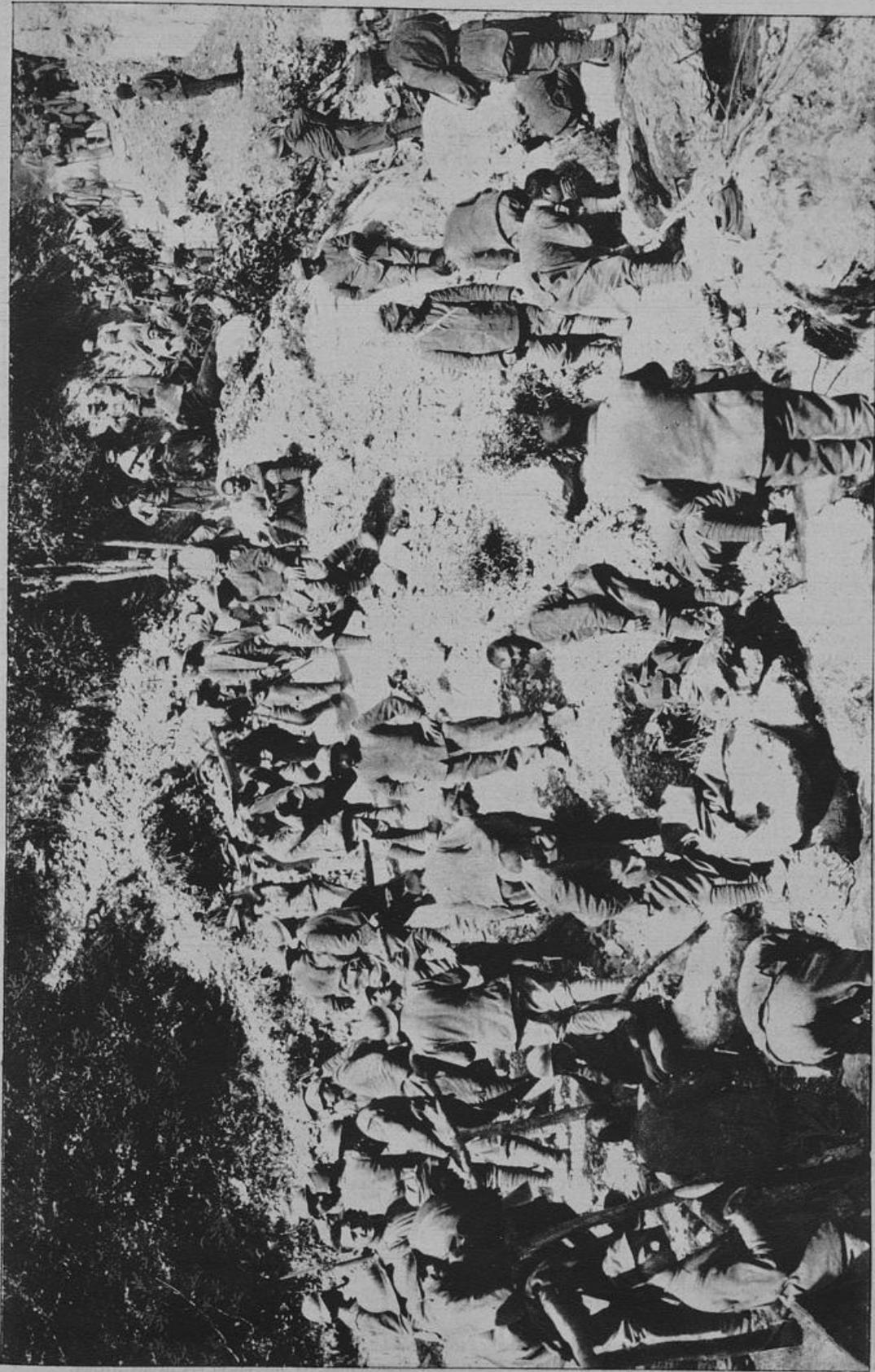
Heimat, du! Du süße, liebe Seele!

Ach, ich kann es ja gar nicht fassen, kann es ja immer noch nicht glauben, daß ich wieder wie ein kleiner Junge in deinen anheimelnden Straßen bin!

Liebe, gute Mutter Heimat! All meine Ängste will ich ja vergessen.

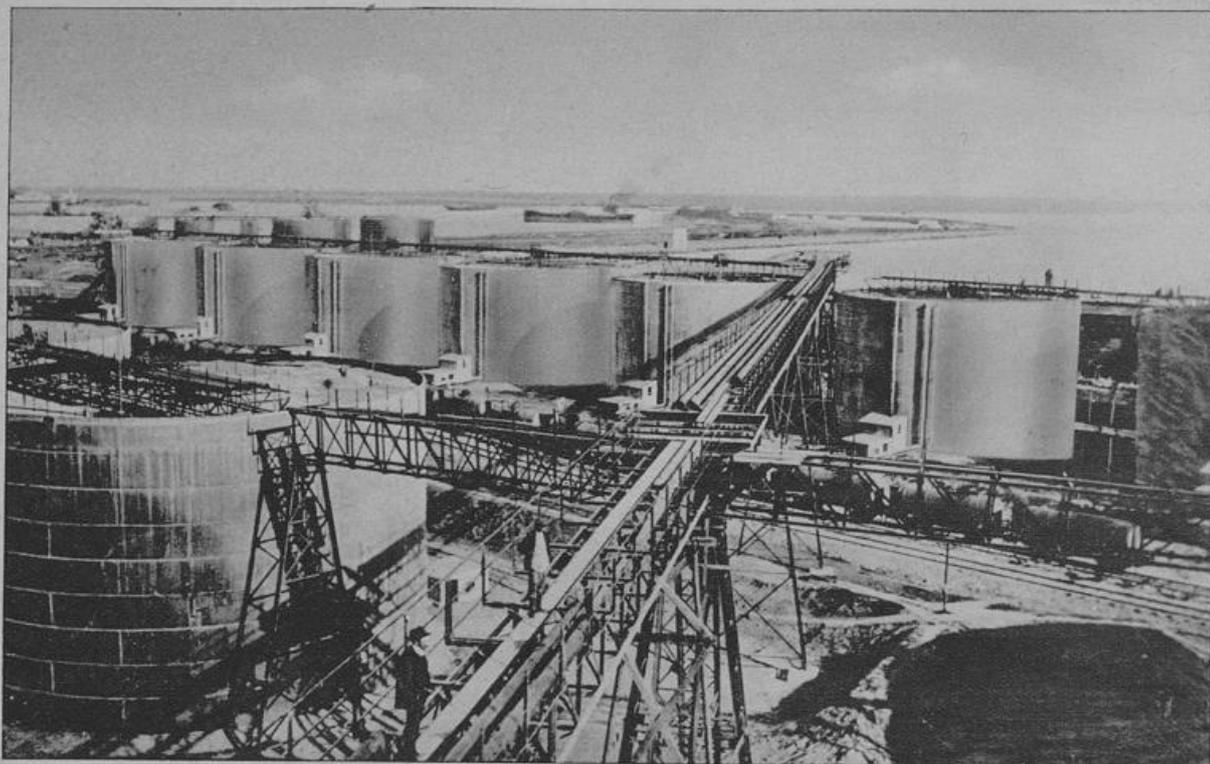
Sei du nur gut zu mir! Streiche mich doch, beste Mutter! Streiche mich!

Und dann weinte der alte Mann vor tiefster Freude.



Vom italienischen Kriegshauptplatz: Gefangene Italiener und Verwundeten-Transport am Muzli Yeh.

Kriegsber. G., nr. 5, S. 5.



Dem rumänischen Kriegsschauplatz: Petroleumtanks in der rumänischen Hafenstadt Constanza, die bei mehrfachen Angriffen durch Luft- und Seestreitkräfte der Zentralmächte in Brand geschossen und vollständig zerstört wurden. Phot. Verf. Jll.-Ges.

Tschißderalljabum. Von Felix Frhr. v. Stenglin.

Ein Weg führte mich kürzlich durch eine neue Straße, und da kam mir eine kleine Erinnerung. —

Die Straße war im vorigen Frühjahr „der Bebauung erschlossen“ worden. Damals aber konnte man noch längere Zeit an Bretterzäunen entlang gehen, ohne etwas von der Veränderung zu spüren. Am Ende erst begannen die hohen Kästen emporzuwachsen.

„Eines Tages hörte ich Getöse hinter dem Zaun und sah durch eine etwas geöffnete schmale Klappe auf das Bauland. Kinder spielten dort Zirkus. Mit Badsteinen war ein Kreis als Manege abgegrenzt. Eine Schar von Jungen und Mädchen sah zu; unter ihnen standen auch ein paar Erwachsene. Ich gefielte mich zu ihnen. Gerade produzierte sich „Miš Roja auf ungefatteltem Pferd“. Ein kleiner Junge, der sich aus zusammengesteckten Zeitungen ein Köckchen hergerichtet hatte, vollführte allerhand Kunststücke auf dem Rücken eines größeren, den eine etwas zerlumpte schwarze Tuchumhüllung als Pferd kennzeichnen sollte. Ein schlanker Kottops, augenscheinlich der Anführer des Ganzen, spielte den Direktor. Der abgetragene Zylinder war ihm bis auf die Ohren gerückt, einen allzu vollkommenen, alten Gehrock hatte er sich als Frack zurechtgemodelt, und in der Hand hielt er eine kleine Peitsche, mit der er andauernd Knallversuche machte. In diesem Knallen schien er das Wesentliche der Direktortätigkeit zu erblicken, und die Gesichter der Zuschauer strahlten denn auch immer auf, sowie es ihm einmal besonders gelang. Endlich fesselte mich nicht zum wenigsten die Gestalt eines zarten Jungen, der mit unermüdlichem Eifer und im Schweiß seines Angesichts die Musik mimte. Barhaupt und in Hemdsärmeln, die Hände geballt, stand er etwas vornübergebeugt da und bewegte bei jedem Takt die Ellbogen energisch hin und her. Dabei schrie er in einem selbstgemachten Klauerwelsch, durch das er die Musik nachzuahmen glaubte, und in dem gewisse Silben, mit besonderer Kraft hervorgehoben, immer wiederkehrten.

„Tschißderallja bumsnawatschla rallsja wallja lumbumbum!
Tschißderallja bumtschniwitschi zidelsideli pingpingping! Tschiß-

deralljabum!“ Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte er die Bewegungen des Jungen, der das Pferd darstellte, um sich im Takt nach ihm zu richten.

Eine Pause. Der Herr Direktor half der Dame vom Pferd, die indessen nicht soviel Anstand besaß, sich zu verneigen, sondern mit den Händen in den Hosentaschen augenscheinlich verlegen die Manege verließ, während das Pferd mutig mit den Hufen stampfte, der Herr Direktor den Hut zog, sich höflich verneigte und die Musik mit den Hemdsärmeln den Schweiß abwischte.

Jetzt kam der Herr Direktor mit seinem Zylinder, um höchst eigenhändig milde Beiträge einzulassieren. Die Kinder übergab er wie selbstverständlich, die Erwachsenen gaben einen oder zwei Pfennige, für einen Nidel bekam man eine Extraverbeugung.

„Kribe, seh' mal nach, ob Iken Schuttmann kommt!“ rief der Herr Direktor dem Jungen zu, der „Miš Roja“ gegeben hatte. — Die Luft war rein. Lange Pausen wurden nicht gemacht, sie dienten sozusagen nur zum Einlassieren. Und wieder ging's los. Das Pferd war jetzt ein Stier, Miš Roja ein Toreador. „Nu feste!“ sagte der Herr Direktor. Der Kampf begann, und die Musik fiel zwar mit denselben Klängen wie vorher, aber in einer anderen Stimmung ein, die der vorbereitenden Haltung des Toreadors und des Stieres entsprach. Gedämpft, gehemmt, schnell, mit kürzeren Ellbogenbewegungen und Anhebungen bei jedem Takt vollführte der Junge seine Begleitmusik.

„Tschißderalljabumsnawatschlarallsjawallsjabumtschniwitschi.“

Bis Mann und Tier endlich aneinander gerieten, und nun die Leidenschaft der Musik sich immer mehr steigerte bis zum Furioso: „Tschißderallja! Tschißderallja! Bumtsderallja! Watschdawatitschi! —“

Um endlich, als der Stier gefallen war und der Toreador ihm den Fuß auf den Nacken setzte, wie mit markigen Akkorden zu schließen: „Tschiß! Bum! Schrumm!“

In der Pause fragte ich den Herrn Direktor, was er und seine Freunde mit dem Gelde machten? Sie kauften sich neue Kostüme

dafür, war die Antwort. Sie steckten also sozusagen alles wieder ins Geschäft hinein und hatten nichts davon als die Ehre und das Vergnügen. „Und wie oft spielt ihr?“ — „Alle Tage nach Schule bis Abend. — Nächste Woche is jeden Tag große Extra-Galavorstellung, da haben wir 'n neuen Clown, der verlangt janz alleene drei Trotschen—“

Doch schon wurde der Herr Direktor von mir abgezogen. Eine neue Nummer begann. „Großes Ausstattungstück mit Gesang und Tanz!“ hörte ich ihn noch rufen, und dann setzte die Musik ein. Als ich schon auf der Straße war, hörte ich noch das „Tschibderallja tschibderallja bum — bum — bum!“

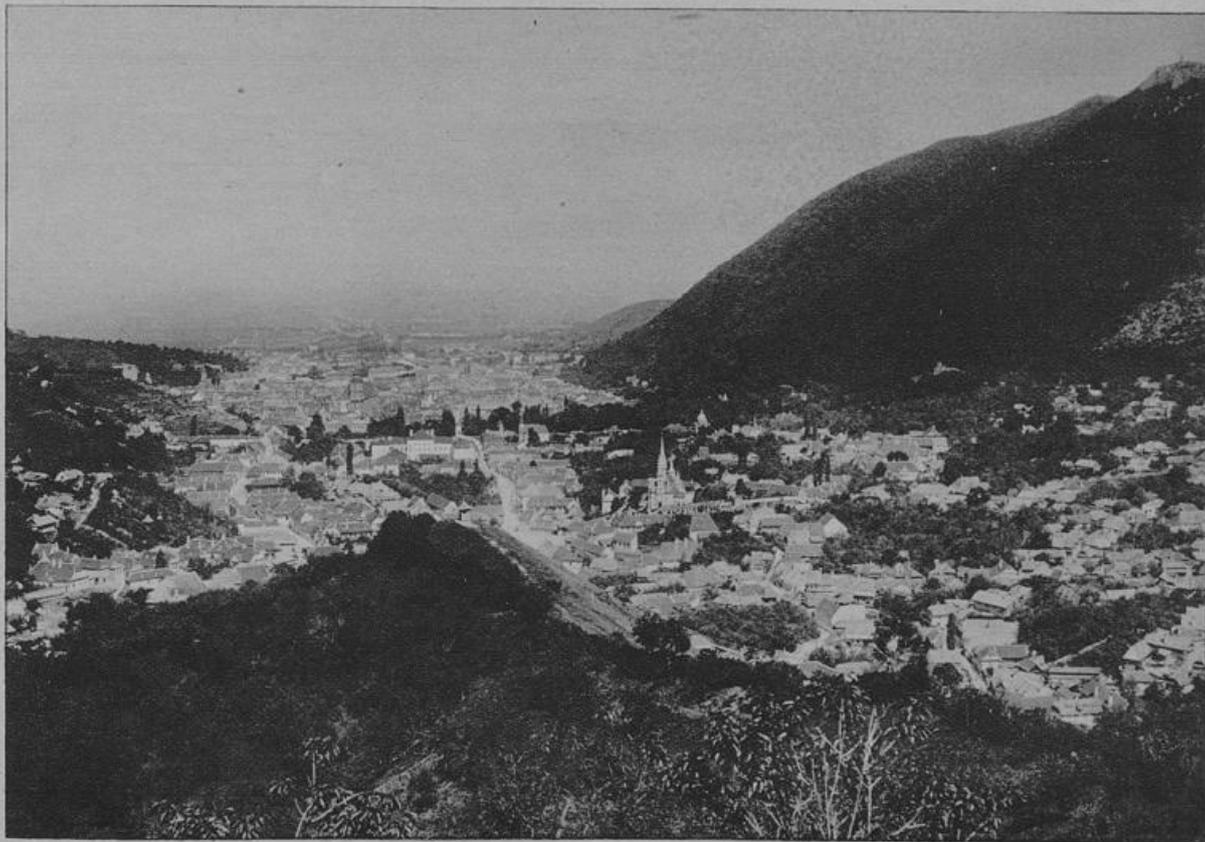
Leider konnte ich in der nächsten Woche nicht zur Extra-Galavorstellung kommen; es vergingen wohl drei Wochen, bis ich wieder in die Straße kam. Mehrere Häuser waren begonnen worden, doch von dem alten Platz her zwischen den halbfertigen Neubauten hörte ich wieder das „Tschibderalljabum!“ Ich ging durch die schmale Pforte und traf eine weit größere Anzahl Zuschauer als das erstemal. Die Kostüme vervollständigt, die Vorführungen verrieten Studium und Übung. Den meisten Beifall hatte der neue „Clown“. Er trug ein mit roten Tupfen bemaltes Hemd über dem Rock, die weiße Hose hatte er unten an den Knöcheln zugebunden, sein Haupt war von einer Papiertüte gekönt. Das Beste aber war sein dummes Gesicht mit den dicken, roten Waden, der etwas hängenden Unterlippe, den starren Augelaugen; wie tief beleidigt durch die bloße Existenz der Welt sah es rundum. Plötzlich aber ließ der Junge die Torheit fallen, schlug Rad, jonglierte mit drei, mit vier kleinen Kinderbällen, stieß den Herrn Direktor an, bekam von diesem eine Ohrfeige und lag im Sand. Alles brüllte vor Vergnügen. Und die Musik setzte mit einem grandiosen Tusch ein: „Tschibderalljaah! Tschibderalljaah!“

So habe ich noch einige Male den Vorstellungen der Truppe beigewohnt. Ungehört von der Polizeimacht „arbeiteten“ die Jungen eben Nachmittag im Schweiß ihres Angesichts. Sie konnten jetzt

sogar täglich einige Groschen über die Geschäftskosten erzielen, die jeber nach seinem Geschmac verwenden konnte. Ich fragte nicht danach, sondern achtete die Persönlichkeit. Im Grunde war's ja auch ganz gleich, was sie damit machten. Den Berliner Schuppleuten aber war ich ordentlich gut dafür, daß sie dies blühende Leben nicht störten. Wenn ich jetzt kam, erhielt ich „reservierten Logenplatz“, den einzigen Stuhl. Die Jungen waren so dankbar für jede kleine Erlösung. Mir nütigten sie nicht allein durch ihren Eifer, sondern auch durch die Ordnung, die sie hielten, Achtung ab. Eine kleine Republik, die durch keine Ministerkrisen, Parteiungen und Streiks gestört wurde. Der Präsident allerdings, der Herr Direktor, hatte einen Schuß ins Despotische, und wenn er breitbeinig da stand und mit der Peitsche knallte, konnte dem hübschen, schlanken Jungen trotz seiner lächerlichen Kleidung niemand widersprechen.

Im Spätherbst fand ich den Zirkus nicht mehr. Die letzten Büden zwischen den Häusern hatten sich geschlossen. Die Tage waren kühl, die Menschen zogen sich in die Wohnungen zurück. Und so hatte die Gesellschaft notgedrungen ihre Vorstellungen aufgeben müssen. Ein Gefühl des Bedauerns überschlich mich. Wieviel frische Kraft hatte sich hier betätigt, aus sich selber heraus und nur um der Sache willen!

Wenn ich jetzt an der Stelle vorübergehe, wo damals die schmale Pforte durch den Bretterzaun führte, kommen mir immer noch die vergangenen Sommertage in den Sinn. Ich glaube die Stimme des rotthaarigen Direktors zu hören: „Nu aber feste!“ Die Peitsche knallt, das „Ferb“ stampft den Boden. Ich sehe „Miß Rosa“ in ihrem Papierröschchen, den Toreador und den Stier, den „Clown“ mit seinem dummen Gesicht, die leuchtenden Augen der Künstler und Zuschauer. Und die „Musik“ spielt ihr „Tschibderallja bumsnawatschla rallsja wallja Bumbumbum! Bumschnawitschki zibelsizideli pingpingping! Tschibderalljabum!“ — Und ich finde wieder einmal, daß es auch in der Großstadt Poesie gibt.



Vom Krieg in Siebenbürgen: Blick auf Kronstadt (Braşov) mit Umgebung. Die Stadt wurde infolge ihrer strategisch ungünstigen Lage von den österreichisch-ungarischen Truppen geräumt.

Phot. Gebr. Haedel

Kriegsgefangene Franzosen bei der Hopfenernte in Bayern.



Die Gefangenen beim Abpflücken des Hopfens in der Holledau.

Phot. G. Hoffmann.



Kriegsgefangene Franzosen mit Hopfen geschmückt, die bei der Ernte geholfen haben.

Phot. G. Hoffmann